

Prolog

Lukrim Rogodan lief ein Schauer über den Rücken. Selbst in seiner unfreiwilligen Isolation von der Außenwelt hatte er diesen Namen gehört. Seine Tochter und ihr Mann hatten ihm die schrecklichen Dinge erzählt, die man sich hinter vorgehaltener Hand von diesem Mann zuraunte. Er konnte nicht glauben, dass der Unbekannte, der ihm zweimal alles geraubt hatte, was ihm lieb war, dieses Ungeheuer war. Calansir, der Schlächter Jerobinas. Unwillkürlich wich Lukrim zurück, Furcht machte sich breit, eine Furcht, die nicht um sein Leben war. Sein Hals fühlte sich dicker an, er bekam nur schlecht Luft, eine Hitze stieg in seinen Kopf, die ihn beinahe ohnmächtig werden ließ. Alles fügte sich zusammen. Er bemerkte erst in diesem Moment, wie blind er gewesen war. *Das Feuer, wie konnte ich so dumm sein. Es ist sein Zeichen.*

Es war in der Zeit gewesen, als Lukrim in seiner Jugend die bekannte Welt bereist hatte. Der Wohlstand und Reichtum seiner Familie hatte es ihm ermöglicht, bequem in einer Kutsche über die Straßen des Königreiches zu fahren. Er hatte damals den Drang verspürt, die Hauptstadt zu verlassen, der Öffentlichkeit und dem nicht enden wollenden Kult um den Namen seines Ahnen wenigstens für eine Weile zu entfliehen. Außerhalb Jerobinas kannte man den Clan des Rogodan, doch ihr Aussehen war dem Großteil der Bevölkerung nicht bekannt. Sie hatten andere Sorgen als sich für eine Familie zu interessieren, die dem ersten Priester des Einen Gottes entsprang und sonst keine Leistung vorzuweisen hatte. Lukrim konnte sie verstehen und beneidete sie, fast. Von den einfachen Leuten unbehelligt zu bleiben war in dieser Zeit sein größter Wunsch gewesen, doch Stand und Geld wollte er dennoch nicht missen. Daher erschien ihm eine Reise als das Sinnvollste. Weg von der Stadt, weg von den Pilgern, weg von seiner Familie. Sein Vater hatte den Glauben gegen Prunk und Verschwendungssucht getauscht. Lukrim hingegen folgte dem Beispiel seines Großvaters, der, wie Rogodan

selbst, den Glauben über Materielles gestellt hatte. Er war der Meinung, dass es sowohl seine Pflicht als auch seine Bestimmung war, den Einen zu preisen und seinen Glauben zu leben. Aber er wollte es auf seine Weise tun und im Kreis seiner Familie war ihm dies nicht möglich. Immer wieder hatte man ihm die Geschichte erzählt, wie sein Urgroßvater dem Gott begegnet war, und je öfter er sie gehört hatte, desto weniger glaubte er daran. Für ihn war diese Begegnung nicht mehr entscheidend, sondern viel mehr, was daraus entstanden war. Hattovan hatte mithilfe des Einen Gottes Frieden über die Welt gebracht und das Königreich blühte auf. Statt Toten und Flüchtlingen zeigte das Land nun Ertrag und Einheit. Das war die Botschaft, die man sich erzählen sollte, dass der Eine den Menschen das gab, was sie brauchten. Ohne Vorankündigung verließ er das Haus, in dem er aufgewachsen war. Früh an einem nebeligen Morgen trat Lukrim aus dem ansehnlichen Bau hinaus. An der Straße stand eine ihrer eigenen Kutschen, doch Lukrim stutzte, als er den Fahrer danebenstehend sah. Es war nicht der Diener, den er ausgesucht hatte.

»Tandro, was machst du hier? Ich dachte, du liegst mit Fieber im Bett?«

Der Fahrer, braunhaarig und fast doppelt so alt wie der junge Mann, schüttelte den Kopf. »Nein, Herr Lukrim, mir geht es schon viel besser. Esprin kam zu meinem Haus und erzählte mir, dass er mit Euch auf eine längere Fahrt gehen sollte. Und da der Bursche gerade Vater geworden ist und ich Euch sonst auch immer fahre, sagte ich ihm, dass er bleiben kann.«

Lukrim kratzte sich am Kopf. Es war ihm unangenehm, dass er nicht viel über seine Diener wusste und beinahe eine neue Familie getrennt hätte. Tandro bemerkte die Unsicherheit.

»Ich hoffe, es ist in Ordnung? Sonst kann ich ihn sofort holen, solltet Ihr lieber mit ihm reisen wollen.«

»Nein, nein, es ist alles gut. Du bist mir sowieso lieber«, versicherte Lukrim und hielt den Diener zurück.

Der Mann freute sich. »Sehr schön, dann steigen wir mal ein. Nach Ihnen, Herr.«

Lukrim kletterte in die Kabine, während Tandro das lockere Gepäck der beiden verstaute und sich dann hinter die Pferde setzte.

»Wo soll es hingehen, Herr?«, rief er nach hinten.

»Fahr einfach los. Wir verlassen die Stadt und sehen, wohin uns die Pferde bringen.«

So begann die Reise. Der junge Mann hatte sich gedacht, dass sie die bekannte Welt in einem Kreis abfahren sollten, deshalb führte sie ihr Weg zuerst in die Gildenregion. Einige Kilometer entfernt von Jerobina begannen die ersten Menschen, das Gefährt verwundert zu bestaunen. Reisende waren, wenn überhaupt, nur mit einem Karren unterwegs, selbst die Händler besaßen keine Kutsche. Lukrim blickte hinaus und sah in die Gesichter. Er freute sich, dass ihn schon hier niemand kannte, doch die einfachen Leute beobachteten und verfolgten ihn trotzdem. Er konnte es ihnen nicht verdenken, dieser Anblick war nicht gewöhnlich für sie und bot Abwechslung. Er hatte seinen Plan offensichtlich nicht gänzlich durchdacht. Sollten sie so weiterfahren, sammelte sich bald eine ganze Schar von Menschen, die ihnen folgten. Lukrim fragte sich, was die Leute draußen dachten, wer in der Kutsche saß. *Ein hoher Beamter, ein Politiker, vielleicht sogar der König. Wenn sie wüssten, dass mein einziger Verdienst ist, in die Rogodanfamilie geboren worden zu sein, würden sie mich entweder preisen oder aus der Kabine ziehen und alles nehmen, was von Wert ist.* Bei diesen Gedanken kam ihm eine Überlegung. Er klopfte gegen die Wand, an der sich Tandro anlehnte.

»Tandro, wir halten im nächsten Dorf.«

Der Mann machte ein verwundertes Gesicht, sagte jedoch nichts, sondern nickte kurz. Er steuerte die Pferde zu der nächsten Ansammlung von baufällig wirkenden Häusern und hielt auf einem kleinen Platz im Zentrum. Lukrim verließ das Gefährt und machte sich daran, ihr Gepäck zu holen. Der Diener sprang ebenfalls hinunter und ging auf seinen Herren zu.

»Was habt Ihr vor, wollt Ihr die Nacht über hierbleiben? Wir haben mit Sicherheit noch einige Stunden Sonnenlicht!« Entschlossen sah ihn Lukrim an.

»Wir reisen gleich weiter, aber auf den Pferden!«

Tandro wusste nicht, was er darauf entgegnen sollte und blieb zurück, als der junge Mann auf einen der ihnen Folgenden zuing. »Ich suche euren Dorfältesten, wo finde ich ihn?«, fragte er freundlich. Der Mann, der zuvor noch verärgert hinter seinen neugierigen Kindern hergelaufen war, um sie wieder einzusammeln, musterte ihn kurz. Dann zeigte er auf das Haus gegenüber der Kutsche. »Vielen Dank!«

Lukrim trat zielstrebig auf das Haus zu, aus dem bereits ein betagter Mann mit grauen Haaren, gestützt von einem Gehstock, herauskam.

»Wir haben nicht oft Gäste, die vermögend sind, entschuldigt die Aufregung«, begann der Alte, noch bevor sich Lukrim vorstellen konnte. Und er tat es auch nicht, er hielt es für besser, unerkant zu bleiben.

»Es ist alles in bester Ordnung. Genaugenommen ist die Aufregung der Grund, weshalb ich hier halte.« Als der Dorfälteste nichts entgegnete, fuhr der junge Mann fort. »Auf unserer bisherigen Strecke habe ich festgestellt, dass meine Kutsche nicht für den Gebrauch auf einer langen Reise geeignet ist. Doch möchte ich meine Zeit nicht damit vertun, wieder zurückzufahren und sie zuhause abzustellen, nur um erneut in die Richtung zu reisen. Deshalb möchte ich diesem Dorf ein Geschenk machen und euch das Gefährt überlassen.«

Der Alte hatte aufmerksam zugehört und seine Augen wurden dabei immer größer. Wieder sagte er nichts, es hatte ihm die Sprache verschlagen. Momente vergingen, bis er Worte gefunden hatte.

»Ist das Euer Ernst?«

Aufrichtig nickte Lukrim. »Mein voller. Die Kutsche war teuer, ihr könntet sie an einen reichen Händler verkaufen, soweit ich weiß fährt niemand von ihnen so etwas, und welcher Händler möchte nicht der Erste bei etwas sein?«, meinte

er augenzwinkernd. Der ergraute Mann kam näher auf ihn zu und nahm seinen Stock von der einen in die andere Hand. Die freie streckte er aus und reichte sie Lukrim.

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken kann. Unser Dorf kommt zwar über die Runden, doch dieses Geschenk kann allen zu Gute kommen. Nennt mir doch Euren Namen, damit alle erfahren können, wem wir das zu verdanken haben.«

Lukrim ergriff die Hand und schüttelte sie. »Das ist nicht nötig. Es ist das Richtige, ihr braucht mir dafür nicht zu danken.«

Der Alte nickte, auch wenn er etwas enttäuscht war, seinen Gegenüber nicht kennenlernen zu dürfen.

»Die Pferde brauche ich jedoch, damit mein Freund und ich weiterreisen können. Das sollte aber für den Verkauf keine Probleme darstellen. Ich würde Sie um eine Sache bitten.« Der Dorfälteste nickte erneut. »Erzählen Sie dem Dorf erst davon, wenn wir weit genug weg sind. Die Leute sollen sich über das Geld freuen und mir nicht hinterherlaufen, um sich zu bedanken. Das ist wirklich nicht nötig.«

Der alte Mann lächelte. »Ich verstehe. Ich sage, falls jemand fragen sollte, dass Sie nur kurz weg sind. Dann, wenn es Zeit ist, erzähle ich von Ihrem Geschenk.«

Wieder schüttelten sie die Hände. »Eine gute Reise«, raunte der Dorfälteste Lukrim zu. Der lächelte nur und ging zu den Pferden, die Tandro bereits gesattelt und bepackt hatte.

»Ich habe keine Ahnung, was Ihr da eben besprochen habt, aber ich denke, der Alte ist glücklich.«

Lukrim sah zurück. »Das bin ich auch.«

Als sie sich auf die Pferde schwangen und wegtritten, achteten nur wenige auf sie. Die meisten der Dorfbewohner betrachteten die Kutsche, die einfach so in ihrem Dorf stand. Stunden später und weit weg von dem Dorf schlugen die beiden ihr Lager auf. Lukrim hatte gemeint, sie sollten unter freiem Himmel an einem Waldrand übernachten. Tandro hatte wie immer gehorcht und war dabei, die Pferde an einem Baum festzubinden, während sein Herr versuchte, ein

Feuer zu machen. Doch man merkte dem jungen Mann seinen sonstigen Lebensstandard an, als er dabei auf ganzer Linie versagte. Sein Diener setzte sich dazu und entfachte mit wenig Mühe ein kleines Feuer. Lukrim verschränkte die Arme.

»Ich hätte es ebenso geschafft. Nur eine kleine Weile länger und wir hätten genauso Feuer gehabt!«

Tandro ignorierte die Worte.

»Ich bringe Euch bei, wie man Feuer macht, dann könnt Ihr es so oft entfachen, wie Ihr wollt!«

Lukrim lachte und holte etwas Brot heraus, was er in der Mitte durchbrach und dem anderen die Hälfte reichte.

»Und wieder habe ich einen Plan nicht genau durchdacht. Wir hatten viele Vorräte in der Kutsche, die die Pferde nicht alle tragen können. Was machen wir, wenn wir auf dem Weg verhungern?«

Missmutig blickte er in die Flammen. Tandro nahm sich einen Stock, den er mitgebracht hatte, und steckte das Brot auf die Spitze, um es über das Feuer zu halten.

»Wenn wir hungern sollten, jagen wir etwas oder sammeln Beeren. Und Ihr habt noch immer Geld dabei, mit dem wir Nahrung kaufen können. Wir werden also schon nicht verhungern«, munterte er seinen Herren auf.

»Du hast recht. Ein Glück, dass ich dich dabei habe, sonst wüsste ich nicht, was zu tun wäre. Esprin ist noch unerfahrener als ich!«

Tandro lachte. »Das mag sein. Aber Ihr wisst genau, was zu tun ist. Dass ihr die Kutsche an das Dorf abgegeben habt? Das war das Richtige, und glaubt mir, das hätte sonst niemand getan, der von Eurem Stand ist.«

Lukrim biss von seinem Brot ab, er freute sich, dass Tandro seine Tat unterstützte. Das war unüblich für den Mann. Der Tandro, den er kannte, war freundlich, ohne Zweifel. Doch auch wenn er ein Diener war, hatte er sich immer über anderen Menschen stehen gesehen, solchen wie die in dem Dorf. Und wenn Lukrim recht darüber nachdachte, hatte Tandro Esprin nie gemocht. Weshalb ihm dann einen

so großen Gefallen tun? Lukrim musterte seinen Begleiter, der gerade das Brot zurückzog und vorsichtig von der erwärmten Mahlzeit abbiss, um sich nicht zu verbrennen.

»Sag mal, Tandro, die Heiler haben meinem Vater gesagt, dass sie befürchten, dass deine Heilung in den Händen des Einen Gottes liegt. Das war einen Tag vor unserer Abreise. Wie konntest du dich so schnell erholen?«

Tandro blickte nicht hoch, sondern schaute weiter auf den halben Laib. Schließlich sah er seinen Herren doch an, und für einen Moment erschien sein Gesicht völlig fremd, doch der Moment verging so schnell, wie er gekommen war.

»Der Gott muss wohl noch etwas mit mir vorhaben. Vielleicht ja, Euch auf der Reise zu beschützen?«

Lukrims Herz schlug schneller, die Wandlung von Tandros Zügen hatte ihm einen Schrecken eingejagt und ihn beinahe zum Weglaufen animiert. Alles in seinem Kopf sagte ihm, er sollte es dabei belassen und bei der erstbesten Gelegenheit verschwinden, doch er hörte nicht.

»Wer bist du?«, fragte er den Mann, den er schon seit vielen Jahren kannte und den er so gut wie jeden Tag sah. Laut atmete Tandro aus, als würde er seufzen.

»Ich wollte dir erst später, wenn überhaupt, davon erzählen, doch ich bin scheinbar nicht so überzeugend, wie ich gedacht hatte.«

Lukrim verstand nicht, was der Mann, der wohl wirklich nicht sein Diener war, meinte. »Was wolltest du mir erzählen?«

Der Mann legte den Stock beiseite und setzte sich dem Nachfahren von Rogodan gegenüber. »Wer ich bin und was ich hier tue.«

Er legte seine Arme offen auf seinen Schoß, um zu zeigen, dass keine Gefahr von ihm ausging. Danach begann er seine Erklärung.

»Du hast Recht, Tandro ging es sehr schlecht und die Heiler hatten nur wenig Hoffnung. Ich selbst habe nach ihm gesehen und dabei erfahren, für wen er arbeitet. Ich wollte schon seit langer Zeit die Familie von Rogodan kennenlernen

und sah nun meine Möglichkeit. Trotzdem versuchte ich alles erdenklich Mögliche, um deinen Diener zu retten, jedoch vergebens. Kurz nach seinem Tod habe ich seinen Körper übernommen, um an seiner Stelle die Arbeit in deinem Haus anzutreten.«

Lukrim schnaubte. »Seinen Körper übernommen? Hat das Fieber Tandros Kopf gebraten und du bist jetzt jemand anderes?«

Der Mann blieb ruhig. »Für jemanden, der der Nachfahre von Rogodan ist, glaubst du nur schwer.«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Ich glaube, aber an den Einen Gott und nicht an Verrückte, die behaupten, sie könnten Körper übernehmen!«

Tandro lächelte. »Und was ist, wenn ich dir sage, dass ich der Eine Gott bin?«

Für einen Augenblick schrak Lukrim auf, doch dann lachte er lauthals los. »Natürlich, jetzt bist du auch noch ein Gott. Das Fieber hat wirklich alles zerstört, nicht wahr Tandro?«, prustete er, sich Tränen aus den Augen wischend. Der Mann wurde nicht wütend, sondern saß nur da und schaute dem jungen Mann in die Augen. Der beruhigte sich langsam wieder. »Ah, so gut habe ich schon lange nicht mehr gelacht. Aber in Ordnung, nehmen wir einmal an, du wärst der Eine Gott. Wie kannst du es mir beweisen?«

Der Satz erzeugte zum ersten Mal eine Reaktion. Der Mann schüttelte leicht mit dem Kopf.

»Du sagtest doch, du glaubst, weshalb benötigst du dann einen Beweis?« Lukrim stutzte, er konnte nichts entgegnen. »Aber nun gut, ich kann es dir gern beweisen. Damals, als ich deinen Urgroßvater getroffen habe, habe ich ihm ein Geheimnis anvertraut, was er nur seinen Kindern erzählen durfte und sonst niemandem. Haben seine Kinder dieses Geheimnis weitergetragen?« Langsam nickte Lukrim. »Gut, dann weißt du ja genauso wie ich, dass der Eine Gott, neben Balar, ein weiteres Kind hat. Ein menschliches Kind, dessen Nachfahren noch heute auf der Welt verteilt sind.«

Lukrim machte große Augen. Außer seiner Familie wusste niemand davon, und es war den Kindern erst anvertraut worden, als sie alt genug waren, damit sie es nicht ausplauderten.

»Das beweist gar nichts! Du kannst das ebenso gut gehört haben, als mein Vater es mir oder meinen Geschwistern erzählt hat.«

Der Mann nickte. »Ja, das könnte ich, aber könnte ich auch wissen, dass der Name des Kindes in der originalen Abschrift deines Urgroßvaters versteckt ist? das Original, welches du bei dir hast, dort drüben in der Tasche.«

Hektisch blickte Lukrim auf die Satteltasche, auf die Tandro deutete. Er sprang auf und holte das Buch. Wieder zurück am Feuer hielt er es dem Mann hin.

»Zeig ihn mir und ich werde dir glauben.«

Er nickte. »Dein Urgroßvater hat mir auch nicht sofort geglaubt, das hat er in seinem Buch und in den Erzählungen herausgelassen.«

Trotz der Situation musste Lukrim grinsen, besann sich jedoch wieder und hatte schon die Befürchtung, dass es Tandro nur um die Abschrift gegangen war, die er ihm gerade einfach so ausgehändigt hatte. Als er etwas sagen wollte, schlug der Fahrer das Buch jedoch auf. Der Einband war innen nicht beschriftet. Es war ein altes Notizbuch gewesen, bevor es zu einem bedeutenden Relikt geworden war. Tandro nahm den Stock auf, auf den er das Brot gesteckt hatte und stach sich mit der Spitze in den Daumen. Blut floss hinaus und tropfte auf den Einband. Als Lukrim im Begriff war, auf den Mann einzuschlagen, weil er das wertvollste Artefakt des Glaubens beschmutzt hatte, sah er, dass durch Tandros Wischen Buchstaben entstanden. Der Mann pustete einmal darüber, um es trocknen zu lassen. Danach reichte er das Buch an den Besitzer zurück. Lukrim begann etwas zu lesen, das scheinbar eine Widmung war.

An meinen Sohn, Balar, mögest du dieses Werk eines Tages lesen und daran denken, wie viel du mir bedeutet hast. Und an meine Tochter Lerendi und ihre Kinder, die mich nie gekannt haben. Ich

hoffe, deine Mutter hat dich so gut erzogen, wie ich es niemals gekonnt hätte und dass du vermagst, mir zu verzeihen.

Lukrim blickte von den Zeilen hoch und fiel vor dem Mann, der einmal sein Diener gewesen war, auf die Knie.

»Wie konnte ich an Euch zweifeln? Ich stehe für alle Zeit in Eurer Schuld und verspreche, Euch ein ergebener Diener zu sein.«

Der Mann packte Lukrim bei den Schultern. »Sieh mich an, Lukrim.« Der junge Mann schaute hoch in das bekannte Gesicht, was doch so anders war. »Es ist alles in Ordnung, so wie du es zu mir meintest, als wir losgefahren sind. Deine Tat in dem Dorf hat mir gezeigt, dass du ein wahrer Diener bist, aber nicht mir, sondern den Menschen, und das ist das, was zählt. Und nun lass mich meine Geschichte erzählen.« Lukrim strahlte und war wie berauscht von einem Gefühl der Sicherheit. »Ich bin der, wie ihr mich nennt, Eine Gott, jedoch nicht gänzlich. Nach der Begegnung mit Rogodan und seinen Erfolgen in der Welt entschied ich mich, nur ein stiller Betrachter zu sein, der nicht in die Geschehnisse der Menschen eingreift. Daher erschien es mir als das Beste, mich aufzuteilen, um so überall meine Augen und Ohren zu haben. Die vier Elemente des Lebens wurden dabei zu meinem Vorbild. Ein Teil sollte die Erde kontrollieren können und alles, was davon beeinflusst wurde. Ein Teil war für das Feuer zuständig, ein anderer für das Wasser, den Vasdil, die Meere, das Trinkwasser. Ein letzter Teil gehört der Luft. Dieser Teil bin ich. Mein Name ist Sylphion.«

Lukrim konnte nur schwer verstehen, was ihm mitgeteilt wurde. *Den Einen Gott gibt es nicht mehr? Die Menschen werden es mir nicht glauben, wenn ich ihnen davon erzähle.* Sylphion schien in den Zügen des jungen Mannes zu erkennen, was sich in seinem Kopf abspielte. »Deinen Drang danach, den Menschen zu berichten, verstehe ich. Doch ich bitte dich darum, es nicht zu tun. Sie werden nach uns suchen, und was sie finden werden, wird ihnen nicht gefallen.«

Der Urenkel Rogodans verstand nicht. »Was soll das bedeuten? Ihr seid die Teile des Einen, des Gottes, der die be-

kannte Welt vereint hat! Die Menschen werden euch anbeten!«

Nachdenklich schaute der Gottesteil der Luft in Richtung des naheliegenden Waldes. »Und genau dies ist meine Befürchtung. Seit der Teilung habe ich mit den anderen Drei keine Verbindung mehr, gesehen haben wir uns nie wieder. Doch ich habe Dinge gehört, Dinge gespürt, die mich erschauern lassen. Das irdische Leben hat sie verändert. Mehr kann ich dir nicht sagen. Sobald sie gewahr werden, dass ich mich gezeigt habe, werden sie mich finden wollen, werden sie dich finden wollen. Du darfst nicht mehr erfahren, denn es wäre dein Tod.«

Lukrim sah die Besorgnis in den Augen des Mannes, der doch so viel mehr war, als er schien. So viele Fragen türmten sich in ihm, woher der Eine gekommen war, weshalb Sylphion solche Angst vor den Drei, wie er sie nannte, hatte, und weshalb sie eine Gefahr für die Menschen waren. Doch er verstand auch, dass es nicht die Zeit war. Deshalb nickte er verständnisvoll.

»Ich verstehe, Herr. Und ich schwöre Euch, dass von mir niemand erfahren wird, dass wir einander begegnet sind. Nichts wird mich dazu bringen, Euch zu verraten.«

Fast schon liebevoll lächelte der Körper, den Sylphion besetzt hatte. »Lukrim, ich habe gewusst, dass du ein wahrer Nachfolger deines Ahnen bist, deine Gutmütigkeit in dem Dorf hat es nur noch einmal bewiesen.«

Der Rogodannachkomme fühlte sich bei diesen Worten geehrt und neigte dankend den Kopf. Der Gott der Luft stand auf und trat auf ihn zu. »Was deine Lage hier draußen ohne Proviant anbelangt, ich hätte eine Lösung anzubieten.«

Und ohne weitere Worte zu verlieren, ergriff Sylphion den jungen Mann und sprang. Völlig überrumpelt sah Lukrim noch, wie sie mehrere Meter in der Luft standen, von oben blickte er auf ihre Pferde. Er begriff, dass sie flogen. Doch er irrte sich. Er spürte einen Luftzug, der ihm die Haare durcheinander blies und ihn die Augen schließen ließ. Kurz darauf spürte er den Boden wieder unter seinen Füßen, sie

waren gelandet. Gerade als er sich beschweren wollte, weshalb ein solcher Schrecken nötig gewesen war, spürte er die Veränderung. Es war merklich kälter geworden, und als er die Augen wieder öffnete, sah er, dass sie den Wald verlassen hatten. Sie standen an einem mächtigen Baum, der kurz vor einer kleinen Stadt wurzelte.

»Wo sind wir?«, wollte Lukrim ungläubig wissen.

»Vor der Stadt Camajira, sie ist das nächste Ziel auf meiner Reise. Warte eine Stunde hier, bis du sie betrittst. Ich werde einrichten, dass du alles erhältst, was du benötigst.«

Das bisher Geschehene war etwas viel für Lukrim gewesen, verwirrt nickte er. Sylphion legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich weiß nicht, ob wir uns eines Tages wiedersehen werden, doch solltest du mit der Zeit ein Zeichen erhalten, begib dich in das Zentrum der Welt. Genau in der Mitte des Landes liegt ein Dorf, dem von uns Besuchten sehr ähnlich. Dort angekommen sprich meinen Namen, und du sollst erhört werden. Jedoch nur durch ein Zeichen, du wirst es erkennen, wenn es dir erscheint.«

Der junge Mann erwachte aus seiner Starre. Aufgeregt prägte sich Lukrim die Worte des Luftteiles sorgfältig ein.

»Ich werde da sein, Herr.«

Sylphion klopfte ihm auf die Schulter und ging davon. Im Gehen drehte er sich um.

»Ich hoffe, wir werden einander in einer sicheren Zeit erneut begegnen. Bis dahin, Lukrim Rogodan.«

Nach seinen Worten wurde der junge Mann von einem hellen Licht, das sich beinahe wie ein weißer Schleier vor seine Augen legte, geblendet. Als er seine Augen öffnete, war der Mann verschwunden, die Luft war feuchter als zuvor.

Die Erinnerung war realer zurückgekehrt, als sich Lukrim hätte vorstellen können. Er war zurück in seiner Zelle, und ihm gegenüber stand Calansir, der ihn belustigt und doch auch ein wenig verwundert ansah.

»Alter Mann, du weißt wer ich bin. Viele Männer haben sich schon vor Angst bepisst, als sie nur meinen Namen gehört haben. Aber noch keiner ist in Ohnmacht gefallen!«

Lukrim musste sich kurz orientieren, Erinnerung und Realität waren ineinander verwischt worden. Er war froh darüber, dass der Schlächter nicht in seinen Kopf blicken konnte, sonst wäre Sylphion in größter Gefahr. Deshalb wollte er auch keine Erklärung für seine angebliche Ohnmacht geben.

»Ich bin kein starker Mensch, und deine Taten sind zu schrecklich für mich.«

Calansir lachte kurz auf, daraufhin verengten sich seine Augenlider zu Schlitzen. »Ich sehe, was du versuchst. Doch Ablenkung wird dir hier nichts nützen, alter Mann. Ich frage dich erneut: Wo ist Sylphion?«

Nach seiner ersten Panik, die die Enthüllung Calansirs bei Lukrim hervorgerufen hatte, beruhigte er sich langsam. Der Mann schien zwar zu wissen, dass Lukrim den Luftteil kannte und somit auch von der Teilung wusste, jedoch nicht, dass ihm die Information nichts bringen würde. Der Nachfahre von Rogodan dachte nicht im Traum daran, sein Wissen zu teilen, erst recht nicht, wenn es für ihn auf dieser Welt nichts mehr gab, wofür es sich zu kämpfen lohnte.

»Folter mich nur, du kannst mir nichts mehr antun, was mir mehr Schmerzen bereitet, als der Verlust meiner gesamten Familie. Ich bin bereit, alt genug bin ich geworden, um jetzt ins Land des ewigen Friedens einzuziehen und sie alle dort wiederzusehen.«

Voller Entschlossenheit trotzte Lukrim dem Blick des Monsters, der offenkundig mit sich rang, um eine Lösung zu finden, die den Mann zum Reden brachte. Das finstere Gesicht erhellte sich mit einem Mal, und die Furcht, die Lukrim zuvor gespürt hatte, war nichts im Vergleich zu der, die ihm dieses Lächeln brachte.

»Wie einfach manche Menschen doch zu manipulieren sind. Danke, dass du deine Schwachstelle präsentierst.« Calansir drehte sich um und schlug hart gegen das Holz der

Verliestür. »Kannst du dich an den Brand vor gut zwanzig Jahren in Jerobina erinnern?«, fragte er Lukrim und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Verzeih mir, natürlich kannst du das, es war ja immerhin dein Haus, was von den Flammen verschlungen wurde.«

Die Angst Lukrims unterdrückte eine wütende Reaktion auf diese Provokation des ehemaligen Soldaten. Der wartete mit seinen Worten für eine Weile. »Ich hatte mich gefragt, weshalb du nie geblieben bist um herauszufinden, ob jemand überlebt hat. Bis es mir auffiel. Du wusstest, dass ein Mitglied deiner Familie dem Feuer entkommen ist. Es hat mich einiges an Nachforschungen und einen guten Spion gekostet, aber ich fand heraus, dass deine Frau zum Zeitpunkt des Brandes ebenfalls nicht in eurem kleinen Palast war. Warum bleibt ihr also getrennt fragte ich mich. Die Antwort war so simpel, dass ich mich für die Frage geschämt hatte. Du wolltest sie beschützen. Deshalb blieb sie all die Jahre an einem anderen Ort, sollte man dich doch noch finden. Und nun rate, wen ich gerade holen lasse?«